

Frank Goosen



Radio Heimat Geschichten von zuhause



beeindruckender Anblick, wenn man sah, wie die Kriegsgeneration ihre Prothesen auf der Wärmebank lagerte. Einmal rief so ein rüstiger Mittsiebziger mich, den Achtjährigen, zu sich, nahm seinen Unterschenkel ab und sagte: »Kumma, der Rest is inne Ukraine geblieben!«

In einschlägigen Kontaktanzeigen nennt man so etwas wohl »zeigefreudig«.

Alte Leute machten sich ständig Sorgen und warnten uns Kinder vor der bösen Welt dort draußen, eine Welt, die bevölkert war von Säufern, Huren, Dieben, Mördern und Kinderschändern. Die praktisch alle nebeneinander wohnten.

»Ich habe dir doch gesagt, du sollst nicht mit dem Nieswitz reden.«

»Onkel Nieswitz?«

»Das ist kein Onkel. Das ist ein böser Onkel.«

»Also doch ein Onkel?«

»Aber ein böser.«

»Der hat immer Klümpchen für mich.«

»Die hast du doch wohl nicht angenommen!«

»Waren lecker, die Klümpchen.«

»Mach das nie wieder!«

»Wieso denn nicht?«

»Das sind alles böse Onkel, die nehmen dich mit hinters Gebüsch!«

»Und dann?«

»Wirst du schon sehen.«

»Ich denke, ich soll nicht mitgehen?«

»Herrgott, du kannst einem aber auch auf die Nerven gehen!«

Außerdem beantworteten alte Leute nicht gerne Fragen, konnten aber auch nicht zugeben, dass sie etwas nicht wussten. Das lief dann ungefähr so:

»Onkel Josef?«

»Ja?«

»Wieso sind die Bananen krumm?«

»Wieso willst du das wissen?«

»Nur so.«

»So was fragt man nicht.«

»Warum nicht?«

»Das ist eben so.«

»Was ist wie?«

»Bananen sind eben krumm.«

»Aber dafür muss es doch einen Grund geben! Du hast mal gesagt, es gibt für alles einen Grund.«

»Sei froh, dass es bei uns überhaupt Bananen gibt!«

»Wieso?«

»Andere Leute haben keine Bananen, da können die Kinder auch nicht fragen, warum die krumm sind.«

»Wer hat keine Bananen?«

»Viele Leute.«

- »Wer denn?«
- »Die Leute in Afrika. Und in der Ostzone.«
- »Aber ich denke, die kommen aus Afrika, die Bananen.«
- »Nein, die kommen aus Bananien, und jetzt lass mich in Ruhe!«
- »Onkel Josef, was ist Ostzone?«
- »Ostzone ist ein Teil von Deutschland, aber nicht so richtig.«
- »Wieso?«
- »Da sitzt der Russe.«
- »Nur einer?«
- »Ja, und der hat auch keine Bananen und jetzt ist endgültig Schluss!«

Und wenn man dann immer noch nicht aufhörte zu fragen, fingen sie einfach an zu husten und man hatte keine Lust mehr.

Vonne Alleestraße weg

Ich komme in Bochum »vonne Alleestraße weg«. Mit der Betonung auf »weg«. Die Alleestraße ist eine Gegend, da sind nicht viele Bibliotheken. Auch der Bücherbus ist früher mit verhängten Scheiben einfach durchgerast.

Die Alleestraße ist eine vierspurige Hauptverkehrsstraße, die schnurgerade stadtauswärts führt. Da stand links ein Schild mit »50« drauf und rechts auch, sodass viele Autofahrer dachten: In der Mitte gilt dann wohl Tempo 100.

Aufgewachsen bin ich in der Nummer sechsunddreißig, wo heute das Wahlkreisbüro der Linkspartei ist. Früher hingen an den Bäumen entlang der Straße schon mal Plakate der KPD/ML oder der MLPD. Ein paar Meter weiter begannen die Hallen der Waffenschmiede des dritten Reiches, also von Krupp. Heute werden da die Radreifen für den ICE hergestellt.

Neben dem Haus ist heute ein riesiger Supermarkt. Früher war da ein großer Parkplatz, und wenn man den überquerte und dann noch durch eine Tür in einem Drahtzaun ging, kam man in einen Teil der Stadt, für den es bis heute zwei schöne Bezeichnungen gibt. In anderen Städten nennt man es »Rotlichtbezirk« oder »sündige Meile«, bei uns heißt das »Gurke« oder »Eierberg«.

Da war immer was los. Einmal ist schräg unter meinem Fenster, mitten auf den Straßenbahnschienen, jemand erstochen worden, wovon ich aber nichts mitbekam, immerhin geschah das nachts und ich war als Kind berühmt für meinen tiefen Schlaf.

Ein anderes Mal stand ich morgens, kurz bevor ich zur Schule musste, in unserem kleinen Badezimmer, als wildes Geschrei mich ans Fenster lockte. Auf dem Parkplatz

nebenan sah ich einen Mann in einem zerknitterten Anzug Richtung Straße laufen, verfolgt von einem braungebrannten Typen mit strähnigen, blondierten Haaren, engen Jeans und freiem Oberkörper – obwohl es regnete. Der Braungebrannte erwischte den anderen kurz vor der Straße und vermöbelte ihn nach allen Regeln der Kunst. Ich fand, das sah aus wie im Fernsehen. Der Braungebrannte ging zurück, woher er gekommen war, die Arme ein wenig vom Körper abgespreizt, der andere rappelte sich auf und schrie: »Ihr verdammten Zuhälter!«, was den Halbnackten aber nicht zu interessieren schien.

Bisweilen wurde ich auf der Straße nach dem Weg gefragt. Da hielt dann ein Auto am Bordstein, der Fahrer kurbelte das Fenster runter und sagte: »Ey, kannze mir sagen, wie ich auffen Eierberch komme?« Ich muss also bereits mit acht Jahren diese animalische Sexualität ausgestrahlt haben, die ich mir heute selber nachsage.

Waren die Leute freundlich, antwortete ich, sie möchten doch bitte hier auf den großen Parkplatz einbiegen, bis nach hinten durchfahren, den Wagen abstellen und durch die Tür im Zaun gehen. War das Wetter schön, wünschte ich auch noch »viel Spaß«. Waren die Leute nicht so nett, riet ich ihnen, noch hundert Meter weiter zu fahren, an der Ampel nach rechts in die Gussstahlstraße einzubiegen und dann dem Straßenverlauf wiederum nach rechts zu folgen. Da galt nämlich abends »Einfahrt verboten« und die Polizei stand nicht selten da und hat abkassiert.

Nicht so lustig war es, als ein Nachbarsjunge und ich einmal an einem sonnigen Nachmittag von fünf Männern angesprochen wurden, die der deutschen Sprache nicht mächtig waren. Sie zeigten uns ein Blatt Papier mit einem Loch in der Mitte, durch das sie immer wieder mit einem Kugelschreiber hindurchstießen. Dazu sagten sie die beiden einzigen deutschen Wörter, die sie kannten, nämlich »Scheide« und »Haus«. Das war uns dann doch ein bisschen unheimlich, und da wir mit unseren sieben oder acht Jahren nicht wussten, was wir darauf sagen sollten, gingen wir einfach weiter. Worauf die fünf Männer hinter uns herkamen und erst abdrehten, als wir in unseren Hausflur stolperten.

In nicht weniger als drei Wohnungen habe ich im Haus Nummer 36 an der Alleestraße gewohnt. Das Haus gehörte den Eltern einer Jugendfreundin meiner Mutter. Der Vater war Zahnarzt der alten Schule. Er trug einen fast bis auf die Knöchel reichenden Kittel mit einem Gürtel über dem Bauch und hatte weiße, streng zurückgekämmte Haare. Es gab eine Verbindungstür zwischen der Praxis und der Wohnung, was ich außerordentlich spannend fand. Die Frau des Zahnarztes kleidete sich fein und trug Broschen an der Bluse. Im Esszimmer standen Bücher wie »Dicke Lilli, gutes Kind« und »Der geschenkte Gaul« in einem weißen Bücherschrank. Neben der Tür fand sich ein Servierwagen mit einer großen Packung Lefax. Auf einer Anrichte stand eine kleine Etagere, die immer mit Gebäck bestückt war, vor allem mit Vanille-Kipferln. Schon komisch, an was man sich alles erinnert. Ich nannte die beiden Omma und Oppa, weil ich bei ihnen fast so viel Zeit verbrachte wie bei meinen richtigen Großeltern.

In diesem Haus bewohnten meine Eltern zunächst eine Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung mit Kohleofen und fensterlosem Bad. Mein Kinderbett stand im Schlafzimmer, womit auch geklärt wäre, wieso ich ein Einzelkind geblieben bin.

Irgendwann wurde die Wohnung nebenan frei, und ich bekam ein eigenes Zimmer, eingerichtet im modischen Chic der Siebziger, mit einem schreiend gelben

Plastikschreibtisch und einem Jugendbett mit braun-orangefarbenem Muster. Unter der Decke verkleidete Leuchtstoffröhren wie in einem Büro.

Im Wohnzimmer hatten sich meine Eltern für eine schwarz-weiße Tapete entschieden, von deren psychedelischem Muster man besoffen wurde, wenn man lange genug draufstarrte und den Oberkörper rhythmisch vor und zurück bewegte.

Als ich achtzehn wurde, bezog ich ein winziges Appartement unter dem Dach. Inklusiv Kochgelegenheit und Bad kaum zwanzig Quadratmeter, aber es hatte einen eigenen Eingang und eine eigene Klingel: Freiheit, die ich meine.

Ich müsste lügen, wollte ich behaupten, dass ich diese Freiheit nicht zu dem einen oder anderen alkoholischen Exzess genutzt hätte. Dummerweise hat man im besoffenen Kopf ja immer so einen unsinnigen Hunger, weshalb ich mir eines Nachts in einem Anfall von Großmannssucht ein Fertiggericht von Käfer in den Ofen schob, dann aber vor dem laufenden Fernseher wegdämmerte. Sechs Stunden später wachte ich auf und fragte mich, welche Todesschwadron mich ausräuchern wollte.

Ein bisschen problematisch war es, wollte man hier Damenbesuch empfangen, mit dem man etwas mehr unternehmen wollte als das Betrachten von Briefmarkenalben. Da das Appartement über keine Diele verfügte, gingen alle Geräusche direkt auf den Hausflur, und man braucht schon eine ausgeprägte exhibitionistische Ader, wenn man unter diesen Bedingungen erotisch aktiv werden und dies auch noch mit den üblichen Lauten der Zufriedenheit äußern will. Noch Jahre später musste ich mir »mittendrin« anhören, wieso ich denn so lange die Luft anhalte.

Drei Jahre später zog ich dann endgültig aus, aber bisher habe ich an keiner Straße länger gewohnt als an der Alleestraße. Das Zahnarztehepaar lebt nicht mehr, und für das Wahlkreisbüro der Linkspartei kann ich nichts.

Rathauskind

Um die Mutter meines Vaters von der Mutter meiner Mutter zu unterscheiden, hieß die eine Omma Goosen und die andere Omma Rathaus. Die bewohnte nämlich zusammen mit Oppa eine Dienstwohnung ebendort, von denen es seinerzeit insgesamt drei gab. Eine für den Hausmeister, im Parterre, da, wo heute, auf der hinteren Seite des Rathauses, der Eingang zum Bürgerbüro ist. Eine für den Elektriker, im vierten Stock, mit Blick auf die Christuskirche. Und die für den Heizungsmonteur, gleich daneben. Der Heizungsmonteur war mein Oppa. Und ich war das Rathauskind.

Im riesigen Rathaus zu wohnen war nicht nur ein Abenteuer, sondern bot einige handfeste Vorteile. Die Miete war lächerlich niedrig, Omma und Oppa konnten umsonst telefonieren und die Hälfte der Steckdosen lieferte Gratis-Strom. Wieso die Hälfte, daran kann sich meine Omma nicht mehr erinnern.

Meine Mutter hat hier ihre komplette Kindheit verbracht. Auch sie war ein Einzelkind, ausgestattet mit einem gewissen Maß an anarchistischer Energie. Mal machte sie sich die Mühe, das seitliche, ausschließlich zur Wohnung meiner Großeltern führende Treppenhaus mit bunten Kreidefiguren zu verzieren, was eine ziemliche Arbeit war. Stundenlang hatte sie damit zu tun gehabt, und doch wurde es ihr nicht gedankt. Meine Omma hatte stundenlang damit zu tun, das alles wieder wegzuwischen, lachte sich aber die ganze Zeit kaputt. Sie hatte einen Sinn fürs Anarchische, wenn sie ihn auch nie radikal ausgelebt hat, aber immerhin hat sie zum Beispiel beim Arbeitsdienst in Berlin als Straßenbahnschaffnerin absichtlich falsche Haltestellen angesagt, damit die Leute noch ein bisschen Bewegung kriegten. Mein Oppa hatte weniger Sinn für Anarchie und auch keinen für moderne Kunst, weshalb es von ihm für diese Malaktion, im Einklang mit den Erziehungsmethoden der Fünfzigerjahre, mit Schmackes hinter die Löffel gab.

Ein anderes Mal schlossen meine Mutter und ihre beste Freundin einen bei der Stadt angestellten Schreiner in seiner Werkstatt ein, schoben einen Wasserschlauch durch das Oberlicht und scheuchten den Mann durch den Raum, bis er sich in einem Schrank versteckte. Auch darüber war Oppa nicht amüsiert. Noch Jahrzehnte später verfinsterte sich sein Gesicht, wenn er davon erzählte: »Ich sach dir, da hatte der Arsch von deine Mutter Kirmes!«

Meine Lieblingsgeschichte ist die vom Zapfenstreich des Maiabendfestes. Das Maiabendfest ist alter Brauch in Bochum und geht auf eine historische Begebenheit zurück. Im vierzehnten Jahrhundert sollen die wilden Horden, die damals wie heute die Stadt Dortmund bewohnten, dem Grafen Engelbert von der Mark eine Herde Vieh gestohlen haben, worauf sich der Graf an die Bochumer Bürger wandte, ihm zu helfen. Ein Dutzend Bochumer Junggesellen zogen daraufhin los, vertrimmten die Dortmunder und gaben dem Grafen die Kühe zurück. Als Belohnung durften sie von nun an jedes Jahr am Vorabend des 1. Mai im gräflichen Wald eine ausgewachsene Eiche abholzen, die einem verdienten Bochumer Bürger übergeben wurde, der wiederum ein Schützengelage, eben das Maiabendfest, ausrichtete. Da es im Ruhrgebiet allgemein üblich ist, noch die wichtigste Kleinigkeit zu einem Gelage zu nutzen, und viele es immer feierwürdig finden, wenn Dortmunder vertrimmt werden, wird das heute noch an jedem letzten Samstag im April gefeiert, wenn auch in sehr viel kleinerem Rahmen.

In den Fünfzigern versammelte man sich am Freitagabend bei Fackelschein zum großen Zapfenstreich auf dem Bochumer Rathausplatz. Omma, Oppa und Mama verfolgten das Spektakel von einem Flurfenster im ersten Stock. Meine Mutter hatte sich ein Fenster allein gesichert, mit ein paar Metern Abstand zu ihren Erzeugern. Und gerade als es hieß »Hut ab zum Gebet«, leerte Muttern einen riesigen Sack Konfetti über den Häuptern der feierlich Innehaltenden aus. Den Sack hatte sie sich in der Stadtdruckerei besorgt, die seinerzeit praktischerweise im gleichen Stockwerk untergebracht war wie die Wohnung von Omma und Oppa. Der Wind trug die Papierschnipsel über den ganzen Platz, der Blick